

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

28.12.1919 (No. 52)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 52

Karlsruhe, Sonntag, 28. Dezember

1919

Inhalt: Weihnachtspruch an Emilie. Von Theodor Fontane. — Theodor Fontane. Zum 30. Dez. seinem 100. Geburtstag. Von Emil Kast (Karlsruhe, a. St. Freiburg). — Die goldene Hochzeitreise. Entwurf zu einer Skizze. Von Theod. Fontane. — Hebel in Karlsruhe. (Vortrag im Karlsruher Geschichts- und Altertumsverein.) — Der Volkenshulze. Von Max Jungnickel.

Weihnachtspruch an Emilie.

(24. Dezember 1861.)

Sei heiter! Gott hilft weiter —
Es ist gescheiter Zur Himmelsleiter
Als alles Begrübel; Werden die Liebel.

Theodor Fontane.

Theodor Fontane.

Zum 30. Dezember, seinem hundertsten Geburtstag.

Von Emil Kast (Karlsruhe, a. St. Freiburg).

Ich respektiere das Gegebene, daneben aber freilich auch das werdende; denn eben dies werdende wird über kurz oder lang abermals ein Gegebenes sein. Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir erst eigentlich leben.

Nicht selten ist es als ein erfreuliches Zeichen geistiger und künstlerischer Regungen und Bestrebungen aufgefaßt worden, wenn in unserer Zeit so überaus zahlreiche Gruppen junger Künstler sich zusammenschließen, die von ihnen geforderte Wahrheit zu verwirklichen, Kultur ihrer Kunst zu treiben. Man wird dem beizufügen, nicht ohne allerdings auf den Mißstand, der zum vernichtenden Verhängnis werden kann, hinzuweisen, die überbetriebliche Geschäftigkeit, die statt zur Verdichtung, zur Zerplitterung treibt. Wenn überhaupt schon jetzt, wo diese Bewegung eben erst in die Erscheinung tritt, geurteilt werden darf, so hat der viel geschmähte und noch mehr mißverständene Expressionismus — der literarische — in seinem innersten Kern doch ein rettungsverheißendes Ziel, ihm selber vielleicht noch nicht bewußt: los vom Individualismus, hinaus und hinaus zum allgemeinen menschlichen Gesetz. Solche Behauptung mag befremden, wenn man die Anzahl täglicher Explosionen im expressionistischen Lager sich gegenwärtig; erinnert man sich aber der bedeutenden und abseits des Tagesgetriebes stehenden Werfel, Unruh, Trahl, so gibt ihr Schaffen zu hoffnungsvollem Nachdenken Anlaß. Oswald Spengler weist mit tiefem Recht in seinem ganz unerschöpfliche Anregung gebenden Werk „Der Untergang des Abendlandes“ (C. F. Beck, München 1919) darauf hin, daß unser Jahrhundert (Mitte des 19. sc. bis zur Stunde) die Tat ver„arbeitet“ hat. Aus dem genialisch großen Wurf wurde der peinlich konstruktive Aufbau, auch er nicht der Größe entbehrend, doch von unten aufstrebend, nicht von überwältigendem innerem Ansturm überkommen. Diese Wandlung zeigt auch die Literatur des verflohenen Jahrhunderts: Klassik (Lessing, Herder, Hölderlin, Goethe, Schiller) über die Romantik (Novalis, Jean Paul, Kleist) zu Hebbel, Wagner, Grillparzer, Gottfried Keller. Diese werden abgelöst durch C. F. Meyer, Theodor Fontane, Naturalismus, Impressionismus, Richtungen, die sich bald stark verzweigen und immer mehr verflachen. (Ricardo Duch, Stefan George stehen mit andern für sich.) Karl Sternheim und Heinrich Mann haben größte Hoffnungen schließlich doch unlegbar höchst bedeutsamer Frühwerke zuletzt als Prosaisten bitter enttäuscht. Dabei darf man nicht sagen, aus Dichtung sei unvermerkt Literatur geworden, wohl aber aus Kultur immer weniger erfreuliche Zivilisation.

Heute gilt es das stille Gedächtnis Theodor Fontanes, des Schriftstellers, den ich an die Spitze der zivilisierten Literatur glaubte stellen zu dürfen. Was er unserer Gegenwart noch wesentlich zu bieten hat, unternehme ich skizzenhaft anzudeuten, wobei sich die Abstände gegen die Tagesliteratur (zeitlich, nicht kritisch gemeint!) von selbst ergeben. — Uns ist Fontane der Meister des realistischen Romans. Wenn wir von dem historischen Roman: „Vor dem Sturm“ und dem kurzen Prosawerk „Schach von Bulhenow“ als vorbereitenden Leistungen hier absehen, sind es recht eigentlich die als „Berliner Romane“ bekannten Schriften, die in ungemeinderter Frische ihre tiefgehende künstlerische Wir-

fung nicht verfehlen. Vulgata eröffnet diese Novellen- und Romanreihe, und bereits hier zeigt sich Fontanes bestechende Meisterschaft, daß uns der 1880 vollendete Roman — wenn man für richtiger hält: die Novelle — in bezaubernder Weise zu fesseln vermag, wobei uns völlig gleichgültig bleibt, was an realem Berliner Geschehnis zugrunde liegt, wie ja wirklich der Fall ist. Nicht die Ehegeschichte, sondern die Gestalt der Melanie von der Straaten ist uns gleich dem Schöpfer das Wesentliche. Nicht bloße Beschreibung eines in eine aktuelle Umwelt gefallenem Geschehnisses, sondern eine Lebensauffassung zu versinnbildlichen ist des Autors Unternehmen. Nicht aus dem Leben fernliegenden Gültigkeiten: aus seiner Eigengesetzlichkeit heraus soll ein dem Gleichgewicht entglittenes Dasein zu sich selbst zurückgeführt werden. Kein anderes Problem liegt der zweiten sehr feinen Novelle „Cécile“ zugrunde, bei der nur die selbst für Fontane merkwürdige Kühle des Schlusses überrascht. Ob hier Absicht vorliegt, ist schwer nachzuweisen; Fontane hat manches mit dem klassischen Ausfeiler C. F. Meyer gemeinsam. Die bedeutendste dieser Erzählungen ist „Irrungen, Wirrungen“ (1887). Den unglücklich formulierten Titel läßt der Genuß des gespannten Lesens sofort vergessen. Wie hier, ohne auf irgendwelchen aufdringlichen Kothurn oder in grelles Scheinwerferlicht gestellt zu werden, die Alltäglichkeit verwehentlich wird, wie der Altbeweger Gany sich in dem Verhältnis eines abtügen Deutnants und einer Düglerin inkarniert, wie hier die illegale Liebe (trotzdem nachher noch eine rationale, legitime Lösung erfolgt) legalisiert wird, das gehört entschieden zu den Großleistungen deutscher Literatur und sucht seit dem Erscheinen seinesgleichen. Daß man die Novelle nicht beachtete, war deutsch; doch soll schon Immermann geäußert haben, es habe etwas Neues und Reines für einen Dichter, nicht Mode zu sein. „Stine“ und „Mathilde Mähring“ stehen gleicherweise im Dienst der Deutung aller Lebensgerichtigkeit aus deren eigener Natur. Es ist billig, solche wesensbedingt und nicht zweckhaft sich lebende Gestalten kleinlich zu demoralisieren. Die durchschnittliche Lesewelt wird auf ein derart genußreiches Vergnügen nicht sobald verzichten. Conrad Wandrey (der Verfasser einer äußerst gelungenen ersten Fontane-Monographie, C. F. Beck, München 1919) sagt: „Die Mehrzahl der Leser mußte sich am Stofflichen stoßen, weil sie zu allen Zeiten, also auch damals, nur das Stoffliche aufzunehmen vermag, und bei wirklich neuen Werken auch das Stoffliche Neues zu bieten pflegt, als solches ungewohnt, unbequem und oft direkt anstößig auf jeden wirken muß, dem Kunst ein bloßes Unterhaltungs- und Auffrischungsmittel leerer oder müder Stunden ist, eine Bestätigung, ein Illustration seines Niveaus, seiner Werte, in welchem Falle dann gern von dem „Erhebenden“ gesprochen wird, das die Kunst auslösen soll.“ In der stilistischen Kultur ist die letzte Novelle ein wenig zu kurz gekommen, größere Pläne verdrängten sich gleichzeitig in dem Roman „Frau Jenny Treibel“. Der Typ dieser Frau, den Erich Schmidt präzisiert als gemischt aus stehengebliebener Sentimentalität und kommerzieller Berechnung ist unserer Gegenwart nicht fremd. Der Roman ist — grob ausgedrückt — Fontanes Fehde gegen gespreiztes Spießertum. Man fühlt sich angeregt, die Gestaltung dieses Vorwurfs in der modernen Literatur zu verfolgen; hier muß freilich genügen auf Strindbergs Kammerspiele, auf Sternheims und Heinrich Manns erzählende Schriften zu verweisen. Wie mannigfach die Problemstellung und -gestaltung (bei Sternheim und noch mehr bei Heinrich Mann ersticken bedeutende Frühleistungen unter unglaublicher, allem Kunstertum zuwider laufender Schlädrigkeit in den lektorschieneren Erzeugnissen). Sternheim und Mann sind Meister des Allesjagens, Fontane gehört trotz seiner Plauderkunst zu den großen Schweigern. Man nehme „Effi Briest“, man betrachte die strenge Komposition, die stilistische Reife oder die Plastizität, mit der die Träger verhaltener Vorgänge (Wiederzerbrechen einer Ehe) in eine fast notwendige Atmosphäre gesetzt sind. Daneben bedeutet die Novelle „Die Poggenpühls“ und der letzte Roman „Der Stechlin“ eine zu große Sublimierung des Gedanklichen, so daß man den wiederholt gehörten Vorwurf der Erstarrung, wenn auch hart, doch als nicht ganz unbegründet wird würdigen müssen.

Fontanes Bedeutung scheint mir — bliden wir darauf, was er uns sein kann — in seinen Berliner Romanen zu liegen. Dank seiner Ungefährlichkeit ist er als Balladendichter via Schulbuchwelten Kreisen bekannt. Es läßt sich nicht leugnen, daß „wo Bismarck liegen soll“ zum schlechthin Mustergültigen in unserer Balladenkunst gehört. Aber was ist sonst unveräußerlich lebendig? Nur wenigstens, ich glaube sogar samt allen andern schottischen Balladen hätte man ohne Röwes effektvolle Vertonung auch den

„Archibald Douglas“ ad acta gelegt. Das Autobiographische, die reizvollen Wanderbücher und die verunglückten Versuche populärer Geschichtsschreibung wird nur mehr der vornehmen — und unter Staub und Moder vergessenes Edelgestein aufstöbern — dem Fontane nicht nur Lektüre, sondern Problem wissenschaftlicher Forschung ist. Wahre Perlen unserer darin so reichbedachten Literatur sind Fontanes Briefe, doch liegen sie abseits billiger Aktualität.

Nur zu wenige haben zu seinen Lebzeiten Theodor Fontanes fortwirkende Bedeutung erkannt, vorzüglich Erich Schmidt, Schleutner, Brahm, Max von Waldberg. Heute ist Fontane in die Schar anerkannter Meister aufgenommen. Neben seiner künstlerischen Begabung macht ihn sein Menschentum so verehrungswürdig, jene stille Heiterkeit, ein bescheidenes Unterdrücken innerer Kämpfe (nur der oberflächliche Leser wird die Klänge davon überhören), eine überaus große Gerechtigkeit, deren Leitern in dem tiefen Ausführungen vorangesehten Ausspruch ganz rein leuchtet, keine Prostituierte seines ideellen und oft materiellen Leidens, noch Werben um Erfolg und Anerkennung. Wo bleibt demgegenüber die Kultur der Unterhaltungsliteratur unserer Tage? Was sich heute Literatur nennt unter Sternheims, Manns und anderer Führung, hat es Kultur? Man wird skeptisch über dem augenblicklichen Schaffen gerade der Führer; es befriedigt nicht, beruht es doch gar zu sehr auf Kennerchaft und technischem Können, nicht auf selbstgenügsamem Sein schöpferischer Persönlichkeit. Hugo von Hofmannsthal (die Wiener haben noch eine Ahnung von Kultur) sagt von Tizian:

„Die aber wie der Meister sind, die gehen,
Und Schönheit wird und Sinn wohin sie sehen.“

Wo Fontane ging, da sah er auf seine Schönheit und Sinn; und das scheint mir Aufgabe und Wesen alles Kulturschaffens (Kultur als Quelle und Ziel) zu sein. Man wird erkennen, daß nicht von dem banalen Schönheitsbegriff wahrheitsfeiger Spießbürger die Rede ist. Diese Kultur fehlt in erschreckend weitem Maße unserem zeitgenössischen Schrifttum. Droht wirklich ihr Untergang? Dann wäre Fontane einer ihrer letzten Palladine gewesen und etwa ein G. G. Kolbenheyer — ein Oesterreicher, den kaum jemand kennt, wohl weil er noch lebt — dürfte ein verirrter Unzeitgemäßer sein. Zu solchen Künstlern aber wollen wir uns in Dankbarkeit bekennen, des Glaubens: daß sie uns, selbst wenn das Abendland sterben gehn will, noch in den letzten Stunden Ermütigung und Erquickung schenken können.

Die goldene Hochzeitsreise.

Entwurf zu einer Skizze.
Von Theodor Fontane.

Bei S. Fischer in Berlin erscheint dieser Tage „Das Fontane-Buch“, Beiträge zu seiner Charakteristik, Unveröffentlichtes aus seinem Nachlaß, das Tagebuch aus seinen letzten Lebensjahren. Ernst Heilborn, der Herausgeber, hat in einem Aufsatz „Fontanes Persönlichkeit“ aus gründlicher Kennerchaft tiefe und feine Worte über den Dichter gesagt, Thomas Mann steuert einen Essay „Der alte Fontane“ bei, der den Menschen und sein Werk wunderbar durchleuchtet, Otto Pniower weicht Frau Emilie einen Kranz. Wir entnehmen dem lieben und reichen Buche einen Entwurf aus dem Nachlaß des Dichters. D. Red.

Sie war siebzig, er fünfundsiebzig. Die goldene Hochzeit war am Tage vorher unter Kindern und Enkeln (selbst ein Urenkelchen; mit Uebergehung eines in einem weiß und blauen Korbwagen gebetteten Urenkels) eine Woche vorher im Kreise der Kinder und Enkel gefeiert worden und zu Beginn des siebenten Tages sagte der Hochzeiter: „Alte, alles ist abgereist, wohin reisen wir?“ Der Alte leuchtete das Gesicht, und sie sagte: „Das ist recht, ich habe auch schon so was gedacht. Reisen. Ja, reisen; das hab ich all mein Lebtag geliebt und bin so wenig dazu gekommen. Weißt du, Alte, laß uns die Hochzeitsreise machen, die wir vor 50 Jahren gemacht haben. Wir wollen sehen, was sich seitdem mehr verändert hat, die Welt oder wir.“ „Ich fürchte, wir“, sagte er. „Wer weiß“, sagte sie, denn sie wußte sich was, daß sie fünf Jahre jünger und eine frühe Frau war. So frisch wie die weiße Bandhaube, die sie trug. „Abgemacht.“ Und am neunten Tag fuhren sie gen Stallen, und den zwölften Tag saßen sie um Mitternacht mit jungem schwäbischen Volk in einer großen Hotel-Gondel und fuhren den Canal grande hinunter, unter dem Rialto fort, an dem Palazzo Faleri vorbei und kaum hundert Schritt vor der Lagune in einen Seitental hin. In einer Wassertreppe landeten sie und stiegen das hellere Hotel hinauf bis in den dritten Stock. „Hochzeitpaare steigen hoch“, sagte der Alte, und sie traten ans Fenster und sahen über dem Häuserwarr vor sich die Kuppelspitze von San Marco und die schlante Spitze des Campanile. Zwischen beiden stand die halbe Mondscheibe. „Wie sonst“, sagte er. „Unverändert.“

Sie gehen nun auf den Markusplatz. Vor die Tauben. Rassee. Die Tauben von San Marco. So saßen sie. Dann sagte er: „Findest du einen Unterschied?“ „Ja, Herz.“ Er sah sie fragend an. „Damals stritten wir uns. Es war alles anders, als ich erwartet hatte (anders ausdrücken); ach, junge Frauen! Sie sind launenhaft. Und in den ersten acht Tagen am meisten. Den Him-

mel, den sie geträumt haben, finden sie nicht. Er ist auch Erde; sehr Erde. Und ich war keine Ausnahme, Herz. Du sagtest: sieh die schöne Person, die die Tauben füttert. Es muß eine Engländerin sein. Das reizte mich. Und wir waren erzürnt. Sieh, dort steht wieder eine. Wie schön sie ist.“ Sie besaßen nun die „Academia“. Tintoretto. Das Bild von der „Ehebrecherin“. Erinnerung an den alten Streit. Er hatte über den Ausdruck des Gesichtes spöttische Bemerkungen gemacht. Das hatte sie übergenommen. So: Und sie sagte, als sie vor dem Bilde stand: „Ich glaube, Herz, du hattest recht.“ Er lächelte. Denn deutlich stand die Szene vor seiner Seele. (Nun erst das Obige erzählen.)

Table d'hôte. Er erhält den Platz oben. Sie saßen neben einer englischen Familie, alte und junge Leute. Früher ängstlich, jetzt sicher. Sie befreundeten sich. Sie kommen spät von einer gemeinschaftlichen Ausfahrt zurück. Die berühmten Räucherkerzen brennen. Sie plaudern noch. „Wie man, wenn man ruhiger geworden ist, die Menschen anders ansieht. Mir waren die Engländer verhaßt. Damals hatte ich den Streit mit ihnen. Jetzt lieb' ich sie. Wenigstens diese. Welche netten, feinen Leute.“

Nun der andre Tag. Fahrt nach dem Lido oder nach Murano oder nach einer andern Insel. „Damals sagtest du: wie langweilig. Ich bin müde. Laß mich hier. Ich bin angegriffen. Das viele Sehen. Das viele Laufen. Laß mich.“

Dann vor der „Assunta“. Sie schweigen sich aus. Dann nach Haus. Er blieb unten und plauderte. Sie ging früher hinauf, um an die Kinder zu schreiben. Nun schreibt sie an ihre älteste Tochter. Der Brief drückt das Glück des Alters aus. Erinnerung an Bogumil Goltz. Das ist jetzt zwanzig Jahre her; ich war damals noch frisch und munter, und ich erschrak über seine Worte und ängstigte mich. Er hat Unrecht gehabt. Man muß sein Leben nur richtig einrichten. Und von dem Alter nicht das verlangen, was der Jugend gehört. Es fällt vieles von uns ab, aber das, was bleibt, ich sag es dir zum Trost und zur Erhebung, meine liebe Helene, das ist das bessere Teil, und vor allem auch das glücklichere. Jede Stunde läßt uns jetzt die Vergleiche ziehen, denn wir treten vor all die alten Dinge und wir vergleichen zwischen damals und jetzt. Und der Vergleich fällt nicht zum Schlimmen aus. Ein neues Leben ist mir in meinem Alter aufgegangen. Heute waren wir in der „Academia“, einer Sammlung, die unsern Museen entspricht. Diese Sammlung birgt viel Schönes, nichts Schöneres aber als ein Bild von Tizian: „Die Himmelfahrt Marias“. Sie nennen es die „Assunta“. Wir sahen es auch vor fünfzig Jahren. Ich starrte es an, fand es zu dunkel, zu katholisch und ich weiß nicht was. Ich hatte kein Verständnis für die Tiefe, die sich hier erschließt. Nun hab' ich sie. Nun folgt eine ganz kurze, einfache, aber begeisterte Schilderung des Kopfes der Maria und des Ausdrucks der Verklärung, das allem Irdischen Abgekehrte, es liegt hinter ihr. Ach, in unsern Jahren, meine geliebte Tochter, versteht man es. Damals verstand ich es nicht. Wir bleiben noch drei Tage, dann gehen wir über Brescia und Bergamo an den Comer See, wo wir die alten Tage auch wieder aufsuchen wollen. Und dann zurück zu Euch. Begleitet uns mit Euren freundlichen Gedanken und begleitet Eure Alten. Mein liebes Kind, Deine alte Mama.

Er kam herauf. „Hast du geschrieben?“ „Ja.“ „Darf ich es lesen?“ „Ja“, und er las. „Er nahm die Feder und schrieb darunter: „Just so.““ Dann gab er der Alten einen Kuß und sie gingen auf den Markusplatz, um die Dämmerstunde und die Gondeln abzuwarten.

Hebel in Karlsruhe.

(Vortrag im Karlsruher Geschichts- und Altertumsverein.)

Donnerstag, den 27. November, fand die diesjährige Novemberversammlung des Karlsruher Geschichts- und Altertumsvereins statt. Nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten hielt Professor Dr. Karl Widmer von der Karlsruher Realschule einen Vortrag über Johann Peter Hebel's Beziehungen zu Karlsruhe.

Hebel kam im Jahre 1792 — er stand damals in seinem 22. Lebensjahr — nach Karlsruhe, als Lehrer an das „Gymnasium illustre“, das er schon in seiner Jugend als Lateinschüler vier Jahre lang besucht hatte. Hebel dachte damals nicht daran, daß es ein Aufenthalt fürs ganze Leben sein sollte. Als echter Oberländer hing er mit Leib und Seele an seiner alemannischen Heimat, und er ist das Heimweh, das in seinen ersten Briefen aus Karlsruhe mächtig durchbricht, nie ganz losgeworden. Er hat sein Lebtag mit dem Gedanken gespielt, sich einmal wieder ins Oberland verziehen zu lassen; als aber die Gelegenheit kam (es wurde ihm im Januar 1806 eine Stelle als Stadtschreiber in Freiburg angeboten), da blieb er doch. Er hatte sich inzwischen an Karlsruhe gewöhnt und an die mancherlei Vorteile, die ihm das Leben in der Residenz bot.

Karlsruhe stand damals in einem interessanten und, an dem feineren Maßstab geistiger und künstlerischer Kultur gemessen, wohl in dem schönsten und glücklichsten Stadium seiner Entwicklung. Als Hauptstadt des neu entstandenen Großherzogtums wuchs die Stadt in den Jahren 1803—1815 von etwa 4000 auf 15 000 Einwohner. Und mit dem äußeren Wachstum wurde auch das Leben in der Stadt reicher und interessanter. Der Hof, die

Personlichkeit Karl Friedrichs, die Beziehungen zu Napoleon, die Vermählung seiner Stieftochter, der lebenswürdigen Prinzessin Stephanie Beauharnais mit dem Erbprinzen, das alles hob die Bedeutung der Stadt, die in jenen Tagen durch Weinbrenner die künstlerische Form — eine Art Idealstadt — erhielt. Auch ihre Feste waren eingeweiht worden, und durch die Gründung der Museums-Gesellschaft bekam Karlsruhe einen Mittelpunkt seines geistigen und geselligen Lebens, der damals alle gebildeten Kreise der Stadt vereinigte.

Hebel hat an den Genüssen und Anregungen der Residenz auf seine Weise lebhaften Anteil genommen, und mit der Zeit als gelehrte Persönlichkeit auch im geselligen Leben der Stadt eine bedeutende Stellung eingenommen. Im Anfang war er ein eifriger Besucher des Theaters. Als das Museum gegründet wurde, wurde er Mitglied der Kommission und hat der Gesellschaft für ihre Feste manchen poetischen Beitrag geliefert. Das wichtigste aber, das stärkste Band, das Hebel an Karlsruhe fesselte, war sein karlsruher Freundeskreis. Hebel war Junggefelte, dabei eine durchaus gesellige Natur. Ein kleiner Kreis von gleichgesinnten und sympathischen Menschen, mit denen er seine Abende bei Wein und Tabak behaglich verbringen konnte, war ihm ein Lebensbedürfnis. Deshalb war es für ihn ein besonderes Glück, daß er einen solchen Kreis auch in Karlsruhe fand. Es waren meistens Oberländer, die, wie er, durch die Vereinigung Badens nach Karlsruhe gekommen waren. Mittags trafen sie sich anfangs beim Kirchenrat Sanders, der, wie Hebel, Junggefelte war. Abends versammelte sich die Tischgesellschaft im Weinhaus zum „Schwarzen Bären“, das bis 1815 am Marktplatz an der Stelle des heutigen „Kaffee Central“ stand. Später siedelten sie ins Dreifelderische Kaffeehaus über, und als das Museum gegründet war, wurde dies Hebels abendlicher Stammtisch. Unter den harmlosen Unterhaltungen der Tischgesellschaft spielte das Anekdotenerzählen und Rätselaufgeben eine große Rolle — und hier liegt die literaturgeschichtliche Bedeutung der Hebelschen Tischgesellschaft.

Seit 1803 war Hebel Mitarbeiter des „Badischen Landkalenders“, der damals im Verlag des Gymnasiums erschien. Seit 1807 wurde der Kalender, unter dem neuen Namen „Der Rheinische Hausfreund“, ausschließlich von Hebels Hand geschrieben. Hebel brachte jetzt einen reichlichen Stoff für den Kalender, der als eigentliches Volksbuch zugleich der Unterhaltung wie Belehrung seiner Leser dienen sollte. Dabei mußte auch die Tischgesellschaft mithelfen. Ein großer Teil der Kalendergeschichten stammt aus den Erzählungen der Freunde, und Hebels große Kunst liegt eben darin, wie er dabei den Ton der mündlichen Unterhaltung festzuhalten und seine Darstellung mit dem ihm eigenen gemüthvollen Humor zu würzen wußte. Karlsruhe als Stadt spielt zwar selten eine Rolle im Kalender, um so mehr aber der Freundeskreis selbst. Und diese Einmischung des Persönlichen löst nur den nächsten Eingeweihten ganz verständlich, gibt seiner Erzählungskunst noch einen besonderen Reiz des Lebendigen, Unmittelbaren. Hebel selbst identifiziert sich mit seinem Kalender und feiert als „Hausfreund“ in den Wirtshäusern und Wohnhäusern ein. Seit 1811 ist sein beständiger Begleiter der „Adjunkt“, das ist der württembergische Gesandtschaftssekretär Koelle, der 1809 von München nach Karlsruhe versetzt worden war, und als Mitglied der Tafelrunde im Museum Hebel eine Menge Anekdoten zutrug. Im Zusammenhang mit ihm tritt öfters auch die „Schwiegermutter“ auf, die schöne Schauspielerin Henriette Händel, die 1809 bei einem Gastspiel in Karlsruhe Almannische Gedichte von Hebel vortrug, und mit der der Dichter einen kleinen harmlosen Roman erlebte.

Hebel hat die Arbeit am Kalender bis 1814 fortgesetzt. Dann kamen Bestimmungen verschiedener Art, die Hebel die Sache verleiden. Der Hauptgrund lag wohl in der Ueberhäufung mit Verlagsgeschäften. Hebel wurde 1808 Gymnasiums-Direktor, 1814 Oberkirchenrat und Mitglied des Ministeriums, und 1819 wurde er als Prälat der evangelischen Kirche in den Landtag berufen. So gut diese Ehrungen gemeint waren, Hebel selbst hat wenig Freude daran gehabt. Er war nicht zum Verwaltungsmenschen geschaffen, und die Last der Amtsbürden hat ihn nicht nur oft genug das Leben verblühtert, sondern ihm auch seinem wahren Beruf als Dichter entzogen. Es scheint, daß gerade diese Tatsache mit der Zeit Karlsruhe wieder innerlich entfremdet hat. In der Geschichte der Stadt lebt aber gleichwohl Hebels Name fort, nicht bloß als Dichter, sondern auch als Persönlichkeit. Die ältere Generation verknüpft auch heute noch manches Band lebendiger Erinnerung mit diesem Mann, dessen Werke ebenso einen Höhepunkt der geistigen Kultur des früheren Karlsruhe bezeichnen, wie die künstlerische Kultur jener Zeit in den Werken von Weinbrenner fortlebt. So schließt der Tod dieser beiden Männer, der in daselbe Jahr fiel, in der Tat ein Stück Kulturgeschichte von Alt-Karlsruhe ab.

Ein besonderes Interesse erregten die Ausführungen des Redners, denen zufolge hier die Gründung eines Hebels Vereins und in Verbindung damit die eines Hebelmuseums und Hebelarchivs, das mit der Zeit zu einem gesamt-badischen Dichtearchiv ausgestattet werden soll, geplant, und daß dieser Plan dank der von den verschiedensten einflussreichen Seiten in Aussicht gestellten Unterstützung in absehbarer Zeit seiner Verwirklichung entgegen sehen dürfte.

Der Wolkenschulze.

Von Max Jungnickel.*

Windbeglückte Kornfelder.

Christus saß auf dem Sandstraßenrand, den Kopf in die Hände gestützt.

Plötzlich hörte er, hinterm Felde, ein Krachen, einen schmetternden Fall.

Er sprang auf und sah wie eine Rote Bauern, an einem langen Strick ziehend, die Windmühle umgeworfen hatte. Da dachte er daran, was sie ihm einst, in der Gemeindeführung, gesagt hatten: „Wir müssen eine schöne neue Mühle haben. Die alte Windmühle hat ausgedient.“

Da setzte er sich wieder nieder, das Gesicht in die Hände gelegt, und es war, als ob er der Windmühle ein Klagegedicht säuge, indem er flüsterte:

„Wenn ihr wüßtet, wieviel Vogellieder auf das Dach der Windmühle getropft sind! Wieviel alte Bauernaugen jauchzend mit den Flügeln geflogen sind. Das heilige Korn, im Felde, neigte sich vor der alten Mühle. Und im Herbst, zur Abendzeit, wenn sie gespenstig am Horizonte stand, dann stieß sie mit ihren Flügeln, im Wehen, die Sterne an. Was warst du, alte Windmühle? Du warst die Uhr von Gottes Liebe, Jahre, jahrelang. Du schaukeltest seinen Segen vom Himmel. Windmühle, du, warum haben sie dich zerschlagen?“

Nach einer Weile stand er auf und ging hin an den Platz, wo die tote Mühle lag.

Zwischen zerbrochenen Brettern fand er das Wanderbuch eines Müllerburschen.

Er steckte es in die Manteltasche und ging in das abendwerdende Dorf.

Im Wehen blätterte er im Wanderbuche und war traurig.

Christus traf den Lehrer und fragte ihn: „Was machst du mit dem Kinderlächeln?“

Der Schulmeister blickte ihn verdutzt an und sagte: „Ich freue mich daran, und es tut mir nicht leid, daß ich Kantor geworden bin.“

Und Christus entgegnete ihm: „Nimm das Kinderlächeln und lege es als Buchzeichen in deine Bücher.“

*

Morgenrot stieg ihm ins Angesicht.

Durchs Dorf zogen, mit Rucksäcken, eine Schar Mädchen und Jungen. In den Händen hielten sie klirpernde Lauten, Schwellende Gassen wachten auf und jubelten.

Christus ging der Schar entgegen und grüßte sie freundlich. Da zogen sie hüttschwenkend weiter.

Es war ihnen allen, als ob ein großer Segen auf sie niederriesele.

Als die Schar längst verschwunden war, trat ein Postdirektor auf ihn zu, der sich auf dem Dorfe zur Ruhe gesetzt hatte und sein Häuschen besaß.

Und der Postdirektor sprach: „Warum hast du die so freundlich begrüßt? — Ebenso wie die Bauern, die auf dem Felde, im Schweiß ihres Angesichts, ihr Brot zusammenarbeiten?“

Christus sprach: „Wenn heute, aus dem Himmel, ein Zettel fiel, wo Gott darauf geschrieben hätte, wie er die zarten Buschwindröschen macht, wenn's noch so schwer wäre; die Menschenkinder, die eben mit ihren singenden Lauten vorbeizogen, wären die ersten, die das Buschwindröschen nachmachen.“

„Wie kommt du zu dieser Behauptung?“ fragte der pensionierte Postdirektor.

Christus entgegnete: „Für die singenden Menschenbrüder ist die Natur ein großes Studierpult. Aber kein Studierpult, wie du's verstehst, wie du früher deine Verordnungen schriebst.“

— Nein! —

Die eben fortgezogen sind, sitzen unterm Himmel und studieren Berg und Strom und Regenfang in ihren Herzen, bis die ewig darin leben und darin liegen und so durch den Morgen wenn die rucksacktragenden Zugvögel, wie jetzt, die Sterne gen ziehen, dann kommst du aus ihren Rucksäcken. — Du bist alt. — Denke nicht, daß es schon zu spät ist! —

Laufe ihnen nach. — Und wenn du sie, am Abend, triffst, laß dir von ihnen zeigen, wie man an den Mond einen Sechszehntelkopf singt, daß er aussieht wie eine jauchzende, schwebende Note aus Gottes Nachtgesang. — Laufe ihnen nach, es ist noch nicht zu spät.“

Aber der Herr Postdirektor a. D. schüttelte den Kopf und sagte: „Meine Beine sind alt, und meine Frau hat das Frühstück zurechtgestellt.“

*) Aus dem Buche: „Der Wolkenschulze“ von Max Jungnickel; Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.

Inhaltsverzeichnis zur Pyramide 1919.

I. Gedichte.

Table listing authors and page numbers for the 'I. Gedichte' section, including entries for Hierbaum, Brandt, Brandl, and others.

II. Erzählungen.

Table listing authors and page numbers for the 'II. Erzählungen' section, including entries for Blum-Erhard, Preisendanz, and others.

III. Erziehung.

Table listing authors and page numbers for the 'III. Erziehung' section, including entries for Altmann, v. Grolman, and others.

IV. Geschichte — Politik — Wirtschaft.

Table listing authors and page numbers for the 'IV. Geschichte — Politik — Wirtschaft' section, including entries for Böhmig, Dietrich, and others.

Table listing authors and page numbers for the 'V. Philosophie — Religion' section, including entries for Scheffel, Schnabel, and others.

V. Philosophie — Religion.

Table listing authors and page numbers for the 'V. Philosophie — Religion' section, including entries for Altmann, Drill, and others.

VI. Kunst.

Table listing authors and page numbers for the 'VI. Kunst' section, including entries for Brindmann, Bus, and others.

VII. Literatur — Aesthetik — Buchbesprechung.

Table listing authors and page numbers for the 'VII. Literatur — Aesthetik — Buchbesprechung' section, including entries for Die, Diehler, and others.

Table listing authors and page numbers for the 'VIII. Drama — Theater — Musik' section, including entries for Jahn, Jahn, and others.

VIII. Drama — Theater — Musik.

Table listing authors and page numbers for the 'VIII. Drama — Theater — Musik' section, including entries for Jahn, Jahn, and others.

IX. Kulturgeschichte — Volks- und Landeskunde — Stadtgeschichte.

Table listing authors and page numbers for the 'IX. Kulturgeschichte — Volks- und Landeskunde — Stadtgeschichte' section, including entries for Freund, Freund, and others.

X. Biographie — Nekrolog.

Table listing authors and page numbers for the 'X. Biographie — Nekrolog' section, including entries for Babische Totenkunde, Dub, and others.

XI. Sonstiges.

Table listing authors and page numbers for the 'XI. Sonstiges' section, including entries for Altmann, Krausler, and others.

* Die eingeklammerten Zahlen bedeuten die Nummern der betr. Pyramide.